

SOLIDARITÄT

BERLIN DEN 1. MAI 1926

32. JAHRGANG

NR. 18

Ma

Lenzkrast gebär dich,
Heimliche Urmacht der Tiefe
reckte sich auf,
Knospen und bunte Blüten zu spiegeln
im leuchtenden Fluß.
Bäche rinnen ihm freudig zu.
Breit zum Meere stürmen des Stromes singende Wellen.
Ewige Heimat bist du, Ozean.
Ewige Heimat unserer Herzen bist du, mailicher Frühling,
Quelle der Hoffnung,
Die voll Sehnsucht verlangt nach dem freien Menschenmeere der Völker.
Schön, gewaltig und grenzenlos.
Stürmisch schon bewegen sich seine Kräfte.
Aus der verachteten Tiefe bricht die Urmacht furchtloser Seelen,
Flammen die Schöpfungsgesundheit der Arbeit,
Rührt sich das Heer der Zyklopen,
Neu diese Erde zu schmieden,
Alles Schaffen schaffend zu befreien,
Lenzkrast zu bauen
Die blühende Heimat
des Volke.

Ernst. Drossel



Infer ist die Zukunft.

Wieder werden am 1. Mai, am Festtage der Arbeit, die Kollegen und Kolleginnen in würdiger Form für die wirtschaftliche und politische Freiheit des Volkes, gegen die Unterdrückung der arbeitenden Masse, für Völkerverständnis und gegen die Kriegshetze demonstrieren. Wir werden den Welfeiertag besonders in dieser Zeit der Wirtschaftskrise, der großen Arbeitslosigkeit begehnen und uns nicht um das Geschrei der Reaktionsären in allen Lagern, der Spielbürger und Kaffeeschweflern kümmern, die nicht verstehen können oder wollen, daß der 1. Mai für die Arbeiterschaft mehr als eine gelegentliche Arbeitsruhe bedeutet. Wir werden diesen Tag schon deshalb in diesem Jahre feiern, weil gerade zu diesem Welfeiertag die Unternehmer mit ihrer ganzen rückständigen Gesellschaft Sturm bliesen gegen die Arbeiterschaft und versuchten, mit allerhand Maßnahmen, die nur den Unternehmern eigen sind, uns unseren höchsten Feiertag zu verleiern. Wir haben deshalb die Pflicht, zu diesem Welfeiertag unsere Kollegen und Kolleginnen aufzurufen, um den Unternehmern zu beweisen, daß uns ihre Drohungen nicht schrecken.

Der Festtag der Arbeit liegt dem reaktionären Unternehmertum, besonders in Deutschland, schwer im Magen. Sie hätten bestimmt nichts dagegen, wenn wir noch zwei oder drei sogenannte christliche Feiertage begehnen würden. Aber sie können sich mit dem Gedanken nicht abfinden, daß die Arbeiter einen besonderen Feiertag für sich beanspruchen. Mit häßlichen Bemerkungen versuchen sie, in ihrer Presse die Bedeutung des Welfeiertages herabzusetzen, drohen uns einmal und machen sich dann wieder lustig über die Welfeier, deren demonstrativer Charakter sie ärgert. So können wir in der „Deutschen Arbeitgeberzeitung“ in einem Artikel, der den 1. Mai behandelt und die Unternehmer zu r u r d e h i aufweist, einleitend lesen: „Auch in diesem Jahre rufen, die werttätigen Massen“ wieder zur Welfeier, jenem Fest der Weltverbrüderung, das sie am würdigsten durch ein allgemeines Nichtstun begehnen zu können vermeinen.“ Dann geben die Unternehmer, die sich betätigtlich anmaßend Arbeitgeber nennen, ihren Kollegen gute Ratschläge, wie sie die Arbeiter, die den 1. Mai durch Arbeitsruhe feiern, schlüsslos entlasten und wie sie eventuell Schadenersatzansprüche erheben können.

In dieser Gemeinschaft befinden sich auch die Unternehmer des Deutschen Buchdruckgewerbes und an ihrer Spitze unsere „Brotherren“ in Berlin, bei denen wieder die Zeitungsfabrikanten führend sind. Sie sind ganz aus der Fassung gekommen, weil die Berliner Behörden durch Urabstimmung mit Dreiviertelmajorität beschlossen haben, den 1. Mai durch Arbeitsruhe zu feiern. Man denke sich auch die Folgen aus. Es ist fürchterlich und erscheint unsahbar, daß der brave Bürgermann anlässlich der Welfeier vielleicht nicht seinen Votalanzeiger auf dem Frühstückstisch vorfindet! Das kann und darf nicht geschehen, werden sich die Herren vom Deutschen Buchdruckerverein gesagt haben. Sie haben daher anstrengend nachgedacht und sind darauf verfallen, aus diesem Organisationsbeschluss der Behörden eine Verletzung des Tarifs zu konstruieren, was sie von den Tarifinstanzen bestätigt haben wollen. Wir hätten es wirklich herrlich weit gebracht, wenn Arbeiter es zuließen, daß die Unternehmer über Organisationsbeschlüsse entscheiden, sie bestätigen oder aufheben könnten. Es muß schmerzhaft für die Herren wie auch für alle anderen Unternehmer sein, daß die Arbeiter nicht einmal bei ihnen um Erlaubnis einkommen, wenn sie den 1. Mai feiern wollen. Aber jeder Unternehmer weiß, daß der 1. Mai der Welfeiertag der Arbeit ist, er muß damit rechnen und sich darauf einstellen, daß die Arbeiter eben an

diesem Festtage vom Betriebe fernbleiben. Will er sich Gewißheit verschaffen, kann er sie vorher fragen. In dem Berliner Fall war das nicht nötig, weil die Beschlüsse der Organisationen rechtzeitig bekanntgemacht worden sind. So wie in Berlin wird es auch in anderen Städten und Bezirken gewesen sein, so wie die deutschen Buchdruckereibesitzer und Zeitungsherren handeln, werden sich auch die anderen deutschen Unternehmer einstellen; viel Glück wird ihnen allerdings nicht beschieden sein.

Was uns Arbeitern der 1. Mai bedeutet, wissen wir. Es ist keine lokale Feier, die wir abhalten; uns kommt an diesem Tage so recht zum Bewußtsein das Gefühl der Einigkeit und Zusammengehörigkeit mit den Arbeitsbrüdern der ganzen Welt, und tie ist ein Zeitpunkt für einen Festtag wohl so gut gewählt worden wie für den Welfeiertag, mitten im knospenden, sonnigen Frühling, da alles Leben neu erstet und alle bisher gefangen gehaltenen Kräfte neu zur Entfaltung kommen. In diesem Welfeiertag liegt das Symbol dieses Festes für die Arbeiterschaft. Auch wir wollen endlich der Festschuld ledig werden, wollen heraus aus der Knechtschaft der Arbeit, wollen als freie Menschen frei uns regen. Die Arbeit soll uns zur Freude werden, soll uns keine Last mehr sein, sie soll auch uns das bringen, worauf wir ein Recht haben, auf Lebensfreude und Lebensglück und nicht dazu dienen, daß sich wenige ein behagliches Dasein durch Millionen fleißige Hände verschaffen.

Noch haben viele nicht begriffen, daß sie zu uns gehören und mit uns gehen müssen. Es ist noch dunkel in vielen Köpfen und Herzen, aber die organisierte Arbeiterschaft wird sie aufklären und ihnen Licht bringen, damit es auch bei ihnen hell wird. Mühen wir diesen Tag auch in diesem Sinne, denken wir in der Festschuld nicht nur an uns, sondern auch an jene geistig Armen, die auf unsere Hilfe angewiesen sind. Groß ist die Macht der Reaktionen, und tief der Haß, mit dem sie uns verfolgen, aber größer noch ist die menschliche Dummheit, mit der leider noch viele Arbeiter behaftet sind. Wie eine schwarze Wolke steht der Unverstand und die Trägheit vieler Klassenangehörigen vor uns und versperrt uns den freien Blick in das sonnige Land der Zukunft. Ein frischer, kräftiger Windstoß muß sie verjagen und die Frühlingstürme des Welfeiertages, den wir feiern, werden uns den Weg klar und frei machen. Zusammen mit den anderen, die heute noch nicht zu uns gehören, werden wir dann marschieren, und kein Unternehmer wird mehr wagen, sich uns in den Weg zu stellen. Arbeiten wir daran, versprechen wir uns das auch am 1. Mai, so wird der freie Tag der Zukunft, den wir alle erleben, uns näherrücken.

Der Unfug der langen Arbeitszeit.

I.

Die Welfeier ist da, und die organisierte Arbeiterschaft der Kulturwelt bringt wieder einmal ihren Willen zum Ausdruck, den Achtstundentag zu erkämpfen. Da dürfte es wohl von Interesse sein, einen Blick zu werfen auf den Kampf um den Arbeitstag in England und die Meinung des größten englischen Gesellschaftsreformers und Sozialpolitikers zu hören, den das vorige Jahrhundert hervorgebracht hat. Macaulay, der am 25. Oktober 1800 das Licht der Welt erblickte, war Gelehrter und Politiker; zu verschiedenen Malen nahm er als liberaler Abgeordneter seinen Sitz im Parlament ein, und auch ins Ministerium berief ihn das Vertrauen seiner Parteigenossen. In dieser seiner Eigenschaft war er — im Gegensatz zu seinen Parteifreunden — ein eifriger Anhänger und Förderer der Arbeitergesetzgebung und besonders kämpfte er für den Gedanken einer Arbeitszeitver-

fürzung mit der Wärme der Ueberzeugung und mit den Waffen einer blendenden Beredsamkeit. Seine Glanzleistung war jene berühmte Rede im englischen Unterhause, die er am 22. Mai 1846 zugunsten des Zehnstundentages hielt.

Zum besseren Verständnis dieser Rede müssen wir uns einen Augenblick mit der Entwicklung der englischen Arbeitergesetzgebung beschäftigen. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hatte in England die Maschine ihren Einzug gehalten und Infolge ihrer kapitalistischen Anwendung zu einer maßlosen Verlängerung des Arbeitstages geführt; auch die Frauen- und Kinderarbeit drang in die Industrie ein — „Maschinenarbeit ist leicht und gesund“, hieß es damals —, und die Folge davon war eine vollständige Entartung der Arbeiterklasse in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung. Mit Recht konnte damals der Premierminister Sir Robert Peel erklären: „Die Maschine, jene große Leistung englischen Scharfsinns, ist der Nation statt zu einem Segen, zu ihrem bittersten Fluch geworden.“

Als die Verheerungen zu groß wurden, begann man sich mit der Frage zu beschäftigen, ob es nicht angebracht erscheine, von Staats wegen die unmenlich lange Arbeitszeit zu verkürzen. Alle vernünftigen Menschen jener Zeit, die ein Fünkchen Menschenliebe im Herzen trugen, waren sich darin einig, daß etwas geschehen müsse, um die Verelendung der großen Masse des Volkes aufzuhalten. Nur die Fabrikanten und die manchesterlichen Nationalökonomten waren anderer Ansicht; ihnen erschien das Massenelend als eine notwendige Ergänzung des Reichtums, die man vielleicht bebauern, aber nicht beseitigen könne; eine Verkürzung der Arbeitszeit bedeute für sie ein nationales Unglück und den Ruin der Industrie. Und überhaupt hatte der Staat, ihrer Ueberzeugung nach, auch gar kein Recht, sich in das Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer einzumischen. Es war jene Zeit, als die trasse Theorie des liberalmanchesterlichen „Laissez faire, laissez aller — laß alles gehen, laß alles treiben“, unbedingt herrschte und als die alleinigmachende Wissenschaft galt; es war jene Zeit, als der berühmte liberale Staatsmann John Bright unter dem Jubel seiner Zuhörer den Antrag auf Verkürzung der Arbeitszeit mit folgenden lebensschmerzlichen Worten befaßte: „Da ich überzeugt bin, daß die Vorlage die besten Interessen des Landes schädigen und vernichten wird, da ich der Meinung bin, daß sie allen Prinzipien einer gesunden Gesetzgebung widerspricht, daß sie nichts anderes als eine Hintergehung der Arbeiterklasse bedeutet, daß sie lediglich von denen beantwortet wird, denen jede Kenntnis des Fabrikwesens abgeht, da ich sie für eine der schlechtesten Maßnahmen halte, die jemals in die Form eines Gesetzes geleiendet worden ist und, falls sie Gesetz würde, die Bedürfnisse der Industrie und die Forderungen sowohl von Arbeitern wie Unternehmern, dazu nötigen würden, dasselbe wieder abzuschaffen — da dies meine Ueberzeugung ist, sehe ich mich gezwungen, der Vorlage den heftigsten Widerstand entgegenzusetzen.“

Zunächst unteruchte Redner die Frage, ob der Staat überhaupt das Recht habe, in das Gebiete des Wirtschaftslebens einzugreifen. Er führt in dieser Beziehung folgendes aus: „Viele Männer von großer Autorität sagen uns, das Prinzip, die Arbeitsstunden regeln zu wollen, sei unrichtig. Das, so sagen sie, ist eine von den Angelegenheiten, über die wir überhaupt keine Gesetze haben sollen, eine von den Angelegenheiten, die sich selbst weit besser ordnen, als irgendeine Regierung sie ordnen kann. Nun, es ist höchst wichtig, daß dieser Punkt völlig aufgeklärt werde. Gewiß dürfen wir uns keine Funktionen anmaßen, die uns nicht eigentlich gebühren; aber auf der anderen Seite dürfen wir auch nicht Funktionen entsagen, die uns

Siebe im Mai.

Erzählung von Paul Haase.

Das ist schon richtig, es muß heißen: „Siebe im Mai“ und nicht etwa „Siebe im Mai“, obwohl es schließlich auch so nicht ganz unrichtig wäre.

Brügel als Besserungsmittel angewendet, ist das Dämlichste, was dem Hirn eines Erziehungswilligen entspringen kann. Mit Brügel wird das Gegenteil des Beschlüßigen erreicht. Statt verbessern, verbässern die Brügel ein junges Gemüt. Und wenn ein Junge geprügelt wird, damit er sich zum demütigen, braven Untertan enthalte, ist tausend gegen eins zu wetten, daß er sich nach genossenen Prügelein zum überzeugtesten, roten Revolverguy entwickelt.

Das sind Wahrheiten, die wir uns bald an den Stiefelsohlen abgelaufen haben, und diese Erkenntnis ist auch der Grund, daß Kollege Karl Treu nicht so recht von der Entbehrlichkeit der Prügelein überzeugt ist. Er behauptet, Bürgerliche sollten ruhig weiterprügeln, einem Sozialisten müßte es aber aufs strengste verboten werden. Er selbst sei durch Prügel zum höchsten Gewerkschafter und Sozialisten geworden. Das ist so gekommen:

Treu ist in einem Dorfchen geboren, wohin die Kultur wenig und der Sozialismus überhaupt noch nicht gelangt hatten. Aber eine sehr schöne Kirche mit einem runden Pfarrerr hatten sie, der auch die Schule beaufsichtigte und ein großer Freund von der Verwaltung des Dorfes der Schuljungen war, der sich dort befand, wo der Künder seinen guten Namen verloren hat. Es läßt sich nicht sagen, daß er dadurch die Schuljungen zu besonderer Güte erzoget hätte. Das Gegenteil hat er erreicht. Eine Schwierigkeit gab es für den jungen Treu, sein Vater machte seinem Namen wenig Ehre, er liebte den Bierlich und verpaß dabei regelmäßig das Nachschlafen. So kam es, daß er

Jungen kümmerte, als dem lieb war, und als er die Schule verließ, brachte ihn der Pfarrer zu einem kräftigen, reichschaffenen Handwerksmeister vom alten Schrot und Korn in die Lehre.

Schön war was anderes. Viel Prügel gabs und wenig Brot. Arbeit gab es noch viel mehr, bloß war dabei nichts zu lernen, denn sie bestand in Hausarbeiten bei der Meisterin und in Handlangerdiensten beim Meister. Dabei wachte der Krauter mit Argusaugen über das Geelenheiß des Lehrlings. Immer trieberte er ihm große Moralchen ein, damit er nicht wie sein Vater werde. Ganz besonders aber hatte sich der Meister in den Kopf gesetzt, den Jungen vor den geistigen Einflüssen der „Sozialer“ zu bewahren. Der Lehrling hatte keine glatte Meinung, was Sozialer seien und wie ihre geistigen Einflüsse aussehnen. Immerhin versprach er dem Meister hoch und heilig in die Hand, diese unbedarbteten Menschen zu meiden. Unter solchen Umständen waren bereits zwei Jahre seiner Lehre verlossen.

Es begab sich nun, daß an einem wunderschönen Frühlingmorgen der Meister den Lehrling Karl mit dem zwerghaften Karren nach der zwelsthalb Stunden entfernten Stadt schickte, damit er Material hole. Karl war wenig erfreut, denn dieser Auftrag bedeutete für ihn eine ganz gemeine Schanderei. Der Karren war schwer, ihn zu bewegen, bedurfte es der Kraft eines kleinen Hesperos, und dann war der Weg weit. Es würde spät am Nachmittag werden, ehe er zurückkäme, und daß der Meister ihm kein Gehalt auf den Weg geben würde, das war für Karl auch klar. Wie er gedacht, so kam es. Die Meisterin wickelte ihm ein Stück dicken Hanf in Bettungsappler und der Meister müßte es ihm mit allerlet Ernsthinungen, ja stößt zu fahnen, aufzupassen, keine Dummbelien zu machen usw. Wenn irgend etwas nicht richtig besorgt würde, dürfe er ganz bestimmt auf eine Nacht „ungebrannter Wache“ rechnen.

Ein Glück, Karl wußte noch nichts von Goethe, denn

sonst hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach dem Meister den Kerngruß des Ritters Götz von Berlichingen entlockt. Aber er dachte sich auch zu dies Weile, laßt beherzt den zwerghaften Schiebetrarre bei den Hörnden und stürmte hinaus in den wunderwollenen Frühlingsmorgen.

Unter den Obstbäumen der staalichen Dorfstraße fühlte er sich aller Sorgen ledig. Er pfliff ein Nledchen mit einer Ausdauer und Feinheit, wie es eben nur ein Lehrling zu pfeifen imstande ist. Die Spähen auf der Dorfstraße, die sich an den frischgefallenen Kefeln der Dorfstraße gütlich laßen, hoben lächelnd auseinander. (Merke: Karl Treu war Lehrling in einer Zeit, in der noch keine Autos die Dorfstraße unsicher machten, nur Pferde trappelten im gemülligen Troit durch die Gasse. Daraus auch die Kefel.) Die Högelchen aber auf den Obstbäumen pfliffen und lärmten mit Karl um die Weile.

Die Natur war zu neuem Leben erwacht. Der rickerbste dampfte im jungen Maienrieb. Samen, die in der Erde keimten, trieben nun ihre jungen Schößlinge der herrlichen, milden Frühlingssonne entgegen. Alles Leben war emig schaffend tätig in der jungfräulichen Natur. Es war herrlich, nur hätte der Wagen nicht gar so schwer sein dürfen.

Müßig hatte Karl die Stadt ertelkt, bald auch seine geschätzlichen Dollegenheiten erdelikt; dann setzte er sich auf ein Horn seines Karrens, baumelte mit den herunterhängenden Beinen und verzehrte mit dem besten Appetit das inangere Brot.

Unterweil hielt er inne und tauschte gespannt in die Ferne. Ihm klang es wie Musik! Hohe Musik! Aus schaffend kante er weiter damit ihm kein Ton verloren ginge. Die Musik kam näher. Aus einer Seitenstraße bog sie in die Hauptstraße und kam auf den Ort zu, wo Karl auf dem Horn seiner Karre saß. Jetzt hörte die Musik auf zu spielen, und die der Musik folgende Menschenmenge begann zu

eigentlich zukommen. Ich weiß kaum, was ein größerer Schaden ist für die Gesellschaft: ein väterliches Regiment, d. h. ein spürendes, einmischendes Regiment, das sich in jeden Teil des menschlichen Lebens ein-drängt, oder ein sorgloses, müßiggängerisches Regiment, das solche Beschwerden, die es beseitigen könnte, wachen und sich vervielfältigen läßt und das auf alle Klagen und Vorstellungen nur die eine Antwort hat: „Wir müssen die Dinge ihren Lauf gehen lassen, sie werden sich schon ausgleichen!“ Es gibt keine wichtigere Aufgabe in der Politik, als die rechte Mitte zwischen diesen höchst verderblichen Extremen festzu-stellen, die Linie richtig zu ziehen, die diejenigen Fälle, in denen es die Pflicht des Staates ist, einzuschreiten, von denjenigen Fällen scheidet, in denen es die Pflicht des Staates ist, sich des Einschreitens zu enthalten.“

In diesen Sätzen behandelt Macaulay eines der schwierigsten Probleme der Sozialpolitik, nämlich das Finden der Grenzlinie zwischen der Einmischung des Staates und der persönlichen Freiheit des Staats-bürgers. Mit Recht weist er darauf hin, daß im Mittelalter die Neigung bestand, alles zu kontrollieren und zu reglementieren und den Bürger gewissermaßen unter Polizeiaufsicht zu stellen, während in der liberalen Ära der Gedanke der absoluten Nicht-einmischung die unbedingte Anerkennung errang. Während früher der Staat in alles seine Nase steckte, sollte er sich jetzt um das wirtschaftliche Leben gar nicht mehr kümmern. Am allerwenigsten aber sollte er sich in das Verhältnis zwischen dem Käufer und Verkäufer der Ware Arbeitskraft, also zwischen Unternehmer und Arbeiter hineinmischen. „Ihr macht kein Geleß“, so führten die Manchesterleute aus, „um den Preis der Handschuhe oder ihre Beschaffenheit oder die Dauer des Kredits festzustellen, den der Handschuhmacher geben soll. Ihr überlaßt es ihm, zu entscheiden, ob er hohe oder niedrige Preise ansetzen will, ob er derbes oder loderes Material anwendet, ob er borgen oder auf Barzahlung bestehen will. Ihr erkennt an, daß das Dinge sind, die man ihm überlassen muß, mit seinen Kunden abzumachen, und daß wir uns nicht hineinmischen dürfen. Aus denselben Gründen, aus denen ihr es dem Verkäufer von Handschuhen und dem Käufer von Handschuhen überlaßt, selbst einander übereinzukommen, müßt ihr es auch dem Ver-käufer von Arbeitskraft und dem Käufer von Arbeits-kraft überlassen, selbst miteinander übereinzukommen.“

Diese manchesterliche Beweisführung, die man auch heutzutage noch häufig hören kann, wenn es sich um ein Eingreifen der Staatsgewalt zugunsten der Arbeiterklasse handelt, ist ein Trugschluß schlimmster Art. Denn abgesehen davon, daß die menschliche Arbeitskraft ganz etwas anderes ist, als ein Handbuch oder ein Ballen Baumwolle oder ein Holzballen, läßt sich auch nicht leugnen, daß unter Umständen höhere Interessen auf dem Spiele stehen, die ein Eingreifen der Staatsgewalt dringend fordern. Es gibt wirt-schaftliche Verhältnisse, die höhere Interessen als die des Geldbeutels berühren, und es ist eine geradezu ungeheuerliche Behauptung, zu sagen, daß der Staat niemals in solche Verhältnisse eingreifen dürfe. Ein solches Eingreifen wird immer und überall gefordert werden müssen, wenn das Wohl des Gemeinwesens in Frage kommt, und es ist bekannt genug, daß es zahlreiche Beispiele eines staatlichen Eingreifens gibt. Treffend führte Macaulay diesbezüglich aus: „Kein neues Haus darf ohne Abzugskanal gebaut werden; ein altes Haus muß mit einem solchen Kanal versehen werden. Wenn der Eigentümer sich dessen weigert, so wird der Kanal einfach auf seine Kosten angelegt. Wie nun aber, wenn der Eigentümer folgendermaßen zum Bürgermeister spräche: „Sie verschern ein Freund des freien Verkehrs zu sein; nach den Prin-zipien der wirtschaftlichen Freiheit muß es jedem frei- stehen, wohlfeil zu kaufen und teuer zu verkaufen.“

Warum darf ich denn da mein Haus nicht so wohlfeil bauen und so teuer vermieten wie ich kann? Sie aller-dings lieben kein Haus ohne Abzugskanal, nehmen Sie daher keines von den meinigen; Sie halten meine Schlafkammern für schmutzig — es zwingt sie niemand, darin zu schlafen! Bedienen Sie sich ihrer eigenen Freiheit, aber beschränken Sie nicht die ihrer Nachbarn. Warum schiden Sie mir einen Mann, der mir ohne meine Zustimmung einen Kanal anlegt und mit meine Wohnung säubert, und warum zwingen Sie mich dann, für etwas zu bezahlen, das ich gar nicht bestellt habe? Welche Mietleute hielten das Haus für sauber genug, sonst würden sie nicht meine Mietleute geworden sein, und da sie und ich zufrieden waren, warum mischten Sie sich, allen Grundfällen der wirtschaftlichen Freiheit zum Troz, unter uns ein?“

Nachdem der Redner in dieser Weise die Anhänger des Nicht-einmischungsprinzips verpöttelet hat, gibt er ihnen folgende Antwort: „Ich halte an der richtigen Lehre der wirtschaftlichen Freiheit fest, aber Ihre Ansicht ist eine Karikatur derselben und bringt das Prinzip in Mißkredit. Wir würden nichts mit den Verträgen zwischen Ihnen und Ihren Mietleuten zu tun haben, wenn diese Verträge bloß sekundäre Inter-essen berührten. Aber es handelt sich um höhere als Geldbeutelinteressen. Das Gemeinwohl ist dabei inter-essiert, daß die große Masse des Volkes nicht in einer Weise lebt, die das Leben elend und kurz macht, die den Körper schwächt und den Geist befeht. Wenn große Mengen unserer Landsleute sich durch das Leben in Häusern, die Schweinefäßen gleichen, die Gewohn-heiten der Schweine angeeignet haben, wenn sie so vertraut geworden sind mit Sünmug und Gestank und Verpestung, daß sie ohne Widerwillen in Höhlen kriechen, die jedem Menschen von reinlichen Gewohn-heiten Uebelkeit verursachen, so ist das ein Beweis, daß wir zu lange unsere Pflichten veräußert haben, so ist das ein Grund mehr, daß wir sie jetzt erfüllen müssen.“

Aber nicht nur vom Standpunkte des physischen Wohlergehens eines Gemeinwesens als ist das Ein-mischen des Staates oder der Gemeinde in das Wirt-schaftsleben ein Recht und sogar eine Pflicht, auch in Fällen, wo das geistige Leben des Volkes oder die öffentliche Sicherheit in Frage kommt, darf und muß in die privaten Verhältnisse des einzelnen eingegriffen werden. Warum zwingt der Staat die Eltern, ihre Kinder zur Schule zu schicken, warum verbietet er den Vertrieb unfälliger Bilder und Bücher. Warum anders, als weil er ein Interesse daran hat, daß die heranwachsenden Staatsbürger geistig gebildet und sittlich erzogen werden? „Es muß daher“, so schließt Macaulay den ersten Teil seiner Rede, „zugegeben werden, daß, wo die Gerechtigkeit und die Sittlichkeit beteiligt sind, der Staat das Recht und die Pflicht hat, sich in die Verträge des einzelnen einzumischen. Und wenn dies zugegeben wird, so folgt daraus, daß der Fall, mit dem wir es jetzt zu tun haben, ein Fall ist, der die Einmischung herausfordert.“ Mit anderen Worten heißt das: Weil bei der Frage der Arbeits-zeitverkürzung höhere als Geldbeutelinteressen auf dem Spiele stehen, hat die Gesetzgebung das Recht, sich um diese Frage zu kümmern.

Trauriger Trödel für die Arbeiter.

Der Schriftsteller Joseph Roth hat in der „Frankf. Zeitung“ seine Eindrücke auf einer Reise durch das Ruhrgebiet festgehalten. Ueber das, was für die Ar-beiter zum Verkauf bestimmt ist, äußert er sich in fol-gender Weise: Der traurigste Trödel lagert in den Bagaren, in denen Arbeiter einkaufen: Uhrketten, die sich sogar rühmen, „echt Nickel“ zu sein; von sommer-licher Sonne im Schaufenster ausgedörnte Seiden-reifen; geprungene Ladschuhe mit Runzeln; Ledet-

gürtel mit verrosteten Schnallen; grünblau karierte Stehtragen; ausgedehnte Gummibänder; Matrasen, die offenbar mit Pappdeckel gepolstert sind; Schränke mit Sprüngeleim im Holz und knarrenden Türen; Spiegel mit grünem Unterfutter, die jedes Angesicht krank widerstrahlen; eiserne Rämme aus Bleid; Man-schetten aus Kautschuk; Gummiafzüge aus Kieselstein; Krawattennadeln aus Glas; Brillen aus Scheibenglas und Fensterheben aus Hartgummi; Delbilder wie Wachs; Riemen aus Hanf; Zigaretten Dosen aus Sar-dinenbüchsenblech. Wieviel Mühe muß es kosten, diese Dinge zu erfinden, zu erzeugen und auch noch zu ge-nießen! Millionen leben von patentierten Mißhaufen. Andere Millionen fallen darauf (hinein). Väterlicher Schund ist weniger gefährlich. Der Schund der Ma-gazine und Bagare torrumplert Erfinder, Erzeuger, Verkäufer, Käufer und Vorbeigehende. Ein Verstoß gegen den guten Geschmack ist ein Verstoß gegen die „Sittlichkeit“.

Zur Neuregelung der Erwerbslosen-fürsorge

die zwischen dem Reich und den Ländern bevorzucht, wurde auf Drängen der Gewerkschaften im Reichs-wirtschaftsrat eine Zwischentlösung vorgeschlagen, die folgende Form hat:

Klasse 1	Bei einem Lohn bis 10 Mk	Einheitslohn 10,—	Mk
2	Von mehr als 10 Mk bis 20 Mk	15,—	„
3	20	20,—	„
4	30	30,—	„
5	40	40,—	„

Die Unternehmervertreter hatten im Wirtschafts-rat wesentlich niedrigere Sätze vorgeschlagen. Ein weiterer Fortschritt wurde dadurch erzielt, daß die Bedürftigkeitsprüfung weggelassen soll. Bei der obigen Formulierung der Lohnklassen sind die untersten Stufen besonders schlecht weggenommen, was leider bis jetzt von den Arbeitervertretern nicht verhindert werden konnte. Vielleicht läßt sich dies im Reichstag nachholen.

Aus den Zahlstellen.

Dresden. Das herrliche Wetter mochte schuld daran gewesen sein, daß die Versammlung der Zeitungsmacht-arbeiter am Sonntag, dem 18. April, so mangelhaft besuchd war, trotzdem die wirtschaftlichen Interessen den Kollegen näherliegen müßten.

Kollege Sanderhauß sprach über die Entwicklung der gewerkschaftlichen Organisationen. Nachdem er die Gelebens-vereinigungen des Mittelalters gestreift hatte, wies er auf die Budrunder hin, die sich schon 1848 im Gutenbergsbund zusammengeschlossen hatten. Ihnen folgten dann die Labar-arbeiter u. a. Durch Aufhebung des Koalitionsverbotes 1867 konnten sich die Arbeiterbildungsvereine sehr gut entwickeln, doch waren sie bis 1871 wieder sehr zurückgegangen. Nach dem Einigungstongreß der beiden sozialistischen Richtungen ging es wieder besser vorwärts, so daß mit 1877 30 Gewerkschaften zählen konnten. Durch ein Attentat auf den dama-ligen deutschen Kaiser kam es zum Sozialistengesetz, wo-durch die Zentralverbände aufgelöst wurden. Doch konnte man dadurch die Idee der Gewerkschaften nicht zerören, und nach dem Fall des Gesetzes blühten die Verbände neu auf. Auf dem Halberstädter Kongreß wurde ein gemein-samer Arbeitsplan aufgestellt, der weiterhin für den Auf-bau der Verbände von Nutzen war.

Der Redner ging dann noch auf die gemerkschaftlichen Organisationen: Christl. Dunder, christliche, gelbe, Sozialisten, Unionisten ein und erklärte deren Zweck und Ziele. Zum Schluß führte er aus, daß das, was wir heute in den Organisationen vor uns haben, der Erfolg jahrelanglanger Kämpfe unserer Ältern war.

Kollege Hermann hob noch hervor, daß wir uns zum Mitbestimmungsrecht durchdringen haben und jeder seine Gewerkschaftsarbeit ungehindert ausführen kann.

Unter Verdächtigen war noch erwähnenswert, daß die Volksversammlung 3000 Mk. für die Spellung von Ar-beitslosen ausgemermt hat, wobei auch unsere Kollegen anteilig mit bedacht wurden.

lingen. Es war ein Leben, unsern Karl wollte das Herz fast aus dem Leibe springen. Er hatte keinen Hunger mehr. Das Brot wickelte er wieder ein und schob es in seine Tasche. Als der Zug näher kam, spielte die Musik wieder; kräftig schaute Karl seinen Karren an den Hörnern und schob ihn im Gleichschritt neben der Musik her. Er merkte nicht, daß der Wagen durch die Ladung bedeutend schwerer ge-worden war. Wo es hin ging, war ihm vollständig schnuppe, er lief mit der Musik, und wäre es auch Ende der Welt gegangen.

Dann hielt der Zug. Seht erst fand Karl Zeit, sich nach dem Zug umzusehen. Viele Menschen waren, gleich ihm — so nahm er an — der Musik nachgelaufen. Männer, Frauen und Kinder, festlich gekleidet, mit maigrünen Staub und roten Köchen geschmückt. Eine gewisse Feierlichkeit lag in ihrem Benehmen und doch waren alle lustig und gingen Dinge. Es war herrlich. Soviele Karl wahrnehmen konnte, blieben alle auf einem Platz stehen, der kaum die Masse Menschen zu fassen vermochte. Es war nicht mehr vorwärts zu kommen. Immer neue Züge kamen dazu und Karl stand mitten in den Massen eingekleidet. Darüber machte er sich keine Kopfschmerzen. Es gefiel ihm, zumal er angesprochen wurde, und ein Arbeiter ihn sogar fragte, warum er denn heute arbeite, er müsse auch feiern, und sein Krautermesser solle seine Karre im Mai allein ziehen. Das war dem Karl so recht aus dem Herzen gesprochen.

Dann kam auch ein junges Mädchen mit einem Körb-chen am Arm und bot Marzbräun aus, zehn Pfennige käme das Stück. Karl durchwühlte eilig seine Hosentasche, denn dort hinperten einige Kupfermünzen, und richtig, es lagte zu einem Zehner. Die erste legte er wieder ins Körbchen zurück, sie war nicht groß genug und erschien ihm auch zu klein, aber die Auswahl war reichlich, und so fand er auch, was er brauchte, eine ziemlich große, knallrote Rose mit einem schönen maigrünen Blatt. Mit einer Radel

heftete ihm das junge Mädchen die Blume an die blaue Arbeitsbluse, sagte sogar für das Zehner „Danke schön“. Er war glücklich.

Eine Trompete schmetterte. Karl dachte, daß nun der Zug weiterginge. Es war aber nichts. Die Weinge wurde still und alle schauten nach einer Seite. Um besser sehen zu können kletterte Karl auf seinen Karren. Er sah, daß an fünf Stellen erhöhte Plätze errichtet waren, von denen Männer zu den Menschenmassen sprachen. Karl hörte ge-pannt den nächsten zu. Der Redner sprach von Weltren-nerien, Menschenwürde und vielen anderen Dingen. Karl konnte wohl der Rede folgen, trotzdem blieb ihm fast alles unverständlich.

Karl war in eine Maidemonstration geraten.

Es hat noch lange gedauert. Nach dem Redner ist ge-lungen worden, dann hat die Musik gespielt und zum Schluß hat die große Menge Menschen mitgelungen und „Hoch“ gerufen. Dann hat sich wieder der Zug gebildet und die Menschenmassen sind abgewandert. Karl erfuhr, daß sie zur Familienfeier nach einem Vorort wanderten. Gange hat es gebaut, bis die Massen sich verlaufen hatten, nur Karl blieb mit seinem Karren auf dem weiten Platz zurück. Er war in Gedanken verunken, konnte er doch keinen Zusammenhang für all das Gesehene und Erlebte finden. Ihn war alles so neu, so fremd, und doch schien ihm alles so vertraut, er fühlte sich hingezogen zu diesen vielen, vielen Menschen. Es war ihm, als seien es alles liebe Menschen. So lieb wie seine Mutter, seine Schwestern und Brüder, so vertraut, so freundlich. Er hatte doch nie-mand als diese, die ihn liebten und die waren weit weg in Heimatsdorfchen. Bei dem lauffigen Krauter war es doch so schrecklich kalt und unfreundlich. Schade, daß alles schon vorüber war. Wieder zog er sein Brot hervor und würgte den dünnen Hanf hinunter, dann griff er herzhaft den

Wagen an und schob ihn in die Richtung der Heimat los. Er brauchte lange, bis er wieder auf der Landstraße war. Nachdentlich zog er seine Straße. Die Kräfte waren über-anstrengt und oft mußte er ruhen. Es kam auch kein Pferdewagen, an den er hätte mit seiner Karre anhängen können.

Es dunkelte schon, als er schwelgebabed in der Heimat landete. Der Krauter hatte schon in der Stammmühle an der Straße gewartet und empfing ihn mit einem unge-heuren Donnermetter. Karl schwie, schon ruhig seine Karre weiter und unternahm nicht den mindesten Verteidigungs-verlust. Das steigerte die Mut des Allen, schimpfend lief er neben dem Jungen her, verschmähte aber, dem schwin-genden, ermatteten Karl etwas von der Last des Wagens ab-zunehmen. Zu Hause kam die kessende Meisterin dazu, sie glaubte feststellen zu müssen, daß dieser freche Junge schon zu Mittag hätte zurück sein können. Wenn es so weiter-gehe, bestäme sie noch die Schwimmsucht vor Varger.

„Und da!“ — Dem Meister blieb das Maul speirangel-weil offen stehen, und mit dem ausgestreckten Zeigefinger deutete er auf das rote Maierköchen, das fest an Karls schmutziger Arbeitsbluse leuchtete. „Der mistige Lump will schon Mal feiern?“ „Brauvar war der Meister vor der Welt ge-worden und brutal schlug er dem Jungen blind ins Gesicht, dann riß er mit rohem Griff die unschuldige Blume vom Nittel. Karl griff hastig danach und schob sie wie ein Heiligtum eilig in seine Tasche. Diese Unbotmäßigkeit fühlte der Krauter durch eine ganz gehörige Tracht Prügel, die Karl, ohne einen Laut von sich zu geben, ertrot. Dann entwand er sich den Sänen des wütenden Mannes, ging ins Haus und stieg hinauf unters Dach in sein Märmelein. Hinter sich schlug er die Tür zu. Alles Rufen des Meisters ließ er unbeantwortet, und selbst als die Meisterin sich der Mühe unterzog, dem Jungen in das Dachkammerchen nach-zustiegen und ihn aufforderte, herunterzukommen, den

Köln. Im überfüllten Saale I des Volkshauses fand am 19. April unsere ordentliche Mitgliederversammlung statt. Anlässlich des am Tage zuvor in Essen stattgefundenen Gantages konnten wir den 2. Verbandsvorstand des Kollegen Hornte-Berlin als Referenten, die Kollegen Görtz-Saarbrücken und Freudenthal-Nagden sowie mehrere Gantagsmitglieder der Buchdrucker und den Ortsausführenden Kreibohm in unserer Mitte begrüßen. Nach Eröffnung ehrte die Versammlung zunächst die verstorbenen Mitglieder Auguste Schmolz (geb. Busch) und Franz Specht in der üblichen Weise. Unter geschäftlichen Mitteilungen wies der Vorsitzende u. a. auf die Betriebsratswahlen hin, die überall unbedingt vorzunehmen und deren Ergebnis mit den Adressen der Gewählten dem Ortsrat zu mitzuteilen sind. Ebenso eindringlich wurde zur Teilnahme an diesjährigen Maidemonstrationszügen aufgefordert. Das Ergebnis der Listenjammung zur Osterunterstützung für die arbeitslosen Kölner Mitglieder lag gedruckt vor. Die Opferfreudigkeit der Kollegenschaft in verschiedenen Druckereien mußte rühmend anerkannt werden, während die Mitglieder bei freien Firmen kein Scherlein für die Arbeitslosen erbringen konnten. Ingesamt sind 428,85 M. von 560 Mitgliedern gesammelt worden. Mit einem Zufuß aus der Dristafle wurden 640 M. besondere Ortsunterstützung ausgezahlt.

Zum Punkt 2: „Die tarifliche Situation im Gewerbe“ ergriß Kollege Hornte das Wort. Mit aufmerksamem Ohr verfolgte die Versammlung die eingehenden Darlegungen über die jüngste Entwicklung und den Stand unserer Tarife im Buchdruck, Steindruck und Schriftsatz. Die Bestrebungen der Unternehmer aus der gesamten Linie nahen der Referent unter die kritische Lupe, die des graphischen Gewerbes im besonderen. Wenn die Abbaugesetze unserer Prinzipale abgehandelt worden sind, so habe diesmal die Kollegenchaft durch energisches und geschlossenes Auftreten in fast allen Druckstädten ein gut Teil mit dazu beigetragen. So müsse es auch fernerhin sein. Wir haben allen Grund, fortgesetzt wachsam zu sein, da die Gegenstände zu gegebener Zeit zum Schutze ausfallen wird. Die Nichtverlängerung des Reichstarifs im Gegensatz zum Gehilfenstarif wies deutlich auf die Absichten der Unternehmer hin. Es gelte heute schon zu rufen, was am besten durch lückenlosen Zusammenfluß der Kollegenschaft und eine gut fundierte Verbandsstufe gelte. Mit langanhaltendem Beifall dankte die Versammlung dem Referenten. Vom Vorsitzenden wurden die Ausführungen ergänzt durch jüngste Wortmomente im Gau. Er wies u. a. auf den schon vier Wochen dauernden Streit in Düren hin, wo die Firma Gebr. Hender trotz Schiedsamturteil, Reichsarbeitsverwaltungsbescheid und neuerlichem Gewerbegerichtsurteil, die alle in unserem Sinne ausfielen, hartnäckigsten Widerstand der Durchführung des Reichstarifs entgegensetzt. Auf Vorschlag ernährte die Versammlung den Vorstand, aus Ortsmitteln die streitende Direktion der Kollegenschaft in ihrem Kampfe zu unterstützen. Mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Verband schloß die imposante Versammlung.

Anschließend fand ein kollegiales Beisammensein statt. Die Unterhaltung hat die Graphische Jugend unter Leitung der Kollegen Kerst und de Konge übernommen. Gemeinsame Bieder, Gruppen- und Einzeltänze unter Gelangens- und Zupfgeigenbegleitung, Rezitationen, Geigenjost, Vier der Kante usw. wechselten in schneller Reihenfolge. Allen Darbietungen wurde reichlicher Beifall spendet. Besonders gefiel ein von zwei jüngeren Kollegen aufgeführter wohlgeklungener Rippektanz. Kurz nach 10 Uhr wurde die Veranstaltung geschlossen, damit die Jugend früh genug ins Nest gehen konnte. Sie hatte der Kollegenschaft angenehme Stunden bereitet, für die ihr auch an dieser Stelle gedankt sein soll. Die Versammlung, die einstimmig einen Zufuß aus der Dristafle zum kollegialen Beisammensein beschloß, hat sich heute einmütig der Auffassung, daß diese Ausgabe sich reichlich gelohnt, da sie die Bande der Kollegialität wieder enger geknüpft hat.

Aus der Pfalz. Die pfälzischen Zahlstellen hatten für Sonntag, den 10. April 1926, nach Neustadt a. d. S. eine Konferenz einberufen, die gut besucht war. Zum Vorsitzenden wurde Kollege Fischer, Neustadt, als Schriftführer Kollege Hahner, Kaiserslautern, gewählt. Die Tagesordnung erhielt folgende Fassung: 1. Palztag, 2. Vorberprechung zwecks Gründung einer Kranken- und Sterbeunterstützungsstufe, 3. Agitation, 4. Verschiedenes. Zum 1. Punkt führte Kollege Fröhling, Ludwigshafen, u. a. folgendes aus. Ge-

Wagen abzuladen und dann das Abendessen einzunehmen, machte er nicht auf und gab barische, abweisende Antworten.

An diesem Abend ist Karl nicht mehr zur Ruhe gekommen. Er schaute hinaus in den sternentaren Maienhimmel. So manches ist ihm noch klar geworden, jetzt fand er die Zusammenhänge der Reden, die er noch heute mittag nicht fassen konnte. Vor ihm ging eine neue Welt auf. Sein junges Hirn durchwühlte neue Gedanken. In späterer Nacht zwang ihn die Natur zum Schlaf, obgleich der Wagen, der noch nichts bekommen hatte, dagegen rebellierte.

Am nächsten Morgen war er pünktlich munter. Ein junger Rebell mit harten Troß ging schweigend hinunter in die Werkstatt. Karl war ein anderer Mensch geworden; wie es gekommen, das wußte er selbst nicht. Dieser Palztag hatte seinen Rebellentrog gewekt.

Als die Meisterin mit leuchtender Stimme ihn rief, er solle dies und jenes im Haushalt für sie besorgen, lehnte er mit einem klaren, unmissverständlichen „Nein“ ab. Er müsse im Beruf arbeiten, denn er wolle etwas lernen. Der Meister war sprachlos ob dieser Unzufügigkeit, vertraute sich aber nicht, auf den Jungen einzufolgen. Karl verrichtete die ihm aufgetragenen Berufsarbeiten mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und im sonstigen lehnte er alles ab, was nicht in seinen Aufgabentkreis gehörte. Den Aufgabentkreis steckte er aber selbst ab. Er wußte, was er zu tun und was er zu fordern hatte. Er hatte Pflichten, das wußte er, um so mehr wehrte er sich um sein Recht. So verging das letzte Jahr seiner Lehre. Der Meister verjüchte nie wieder, den jungen Mann zu prügeln, er ahnte, daß dies ihm unter Umständen übel bekommen könnte.

Karl ist nach Beendigung der Lehre von seinem Meister mit den besten Zeugnissen gegangen. Er zog in die Welt. Der Rebell ist er geblieben, der keine Demütigung und Unrecht ertrag, und den 1. Mai feiert er mit ganz besonderer Liebe, denn, so sagt er, der 1. Mai ist der Geburtstag meines Kämpferlebens.

meinschaftliche Tagungen und Zusammenkünfte fördern das Gemeinschaftsgefühl und tragen zum beiderseitigen Kennen- und Verstehen bei. Er machte folgenden Vorschlag: Ludwigshafen feiert dieses Jahr das 20jährige Stiftungsfest. Die Mitglieder der pfälzischen Zahlstellen sind zu dieser Feier herzlich eingeladen. Als Tag wurde der 3. und 4. Juli bestimmt. Inzwischen erschien der Gauleiter Kollege Werner, Stuttgart, von Kollegen Fischer herzlich begrüßt. In der Diskussion herrschte volle Einmütigkeit mit den Ausführungen des Kollegen Fröhling. Es soll nun in den Zahlstellen für die Teilnahme geworben und dem Kollegen Ulrich, Ludwigshafen, Karlsruher 3, umgehend Mitteilung gemacht werden. Kollege Fröhling hob dann die soziale Seite einer Einrichtung der Kranken- und Sterbeunterstützungsstufe hervor und tam auch auf eventuelle Schwierigkeiten zu sprechen. Gauleiter Kollege Werner erklärte unter anderem, daß er unser Bestreben zwar nicht befürwortet, aber aus seiner Erfahrung in Stuttgart gegen das Umlageverfahren und für feste Beiträge sei. Es wurde beschlossen, daß Ludwigshafen eine Kommission bildet, die Sache berät und dann den pfälzischen Zahlstellen das Resultat mitteilt.

Zum Punkt Agitation gab uns Kollege Werner, Stuttgart, ein Bild von der gegenwärtigen Lage unseres Gewerbes und machte einige wichtige tarifliche Mitteilungen. Besonders wurde die Urlaubsfrage behandelt. Unter Verschiedenes wurden noch kleinere Angelegenheiten besprochen. Die nächste Konferenz soll am 22. August 1926 wieder in Neustadt tagen. Mit Worten des Dankes an alle Teilnehmer für ihr Erscheinen und ihre Mitarbeit schloß Kollege Fischer die Tagung.

Seelen a. H. Am Sonnabend, dem 17. April, konnte, nachdem die üblichen Formalitäten erledigt waren, die erste Versammlung der Hilfsarbeiter- und -arbeiterinnen, die ihr Dasein in der Buchdruckwarenfabrik von Züchner fristen, stattfinden. Kollege Spartz hatte das Referat übernommen, um den Anwesenden den Zweck und Nutzen der Organisation zu erläutern. In zirca einstündigen Ausführungen schilderte der Redner die Entstehung und Entwicklung des Verbandes bis zum heutigen Tage, um hieran festzustellen, daß nur dort bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erreichen sind, wo die Kollegenschaft den Weg zur Organisation gefunden hätte, während dort, wo keine Organisation vorhanden sei, auch die schlechtesten Verhältnisse anzutreffen wären. So auch hier in Seesen, wo noch keine Forderung, keine Ueberlühnenbezahlung von der achten, sondern erst von der zehnten Stunde ab bezahlt werden, und Höchstlöhne für Arbeiterinnen und Anlegerinnen von 15 bis 16 M. beständen. Dies sei ja nach Ansicht der Firma noch zu viel, sonst hätte sie doch nicht von diesem Jammerlohn noch 5 Proz. abziehen können. Wenn eine Organisation bestanden hätte, wären solche Verhältnisse nicht denkbar. Viel zu spät hätte daher die Kollegenschaft erkannt, daß sich nur durch festen Zusammenfluß etwas erreichen lasse.

In der Aussprache kam zum Ausdruck, daß die Organisation schon längst gefehlt hätte, aber keiner hätte den Anfang machen wollen, auch hätte die Aufklärung von den Druckern gefehlt. Erst nach dem Abbau der 5 Proz. vom Lohn sei eine Einigkeit vorhanden. Kollege Spartz betonte, daß er schon einige Male versucht hätte, Anschluß zu finden, aber leider keine der Schreibern nicht beantwortet worden. Um so mehr freue er sich, daß die Kolleginnen sich selber an seine Adresse gewandt hätten. Hoffentlich stehe die Zahlstelle Seesen aus fest zur Organisation, erst dann könne die Mitgliedschaft auch den Erfolg sehen.

Die Vorstandswahl hatte folgendes Ergebnis: 1. Vorsitzende wurde Frau Paula Decker, Seesen, a. H., hinter der Kirche 3, 1. Kassiererin Fräulein Frieda Schulte, Seesen, a. H., Bult 736, 1. Schriftführer Kollege Wilhelm Arnbrecht, Seesen, a. H., Wallstraße 10. Außerdem wurden zwei Revisoren gewählt. Möge die Zahlstelle Seesen a. H. eine tüchtige Zahlstelle im Gau 9 werden; in diesem Sinne begrüßen wir die jungen Mitkämpfer.

Literatur.

Sozialistische Kulturarbeit. Das schon erschienene Aprilheft der „Arbeiterbildung“, die als „Arbeiterwarte“ erscheint, bringt an leitender Stelle einen Aufsatz von Heinrich Schulz: „Wegen Schuld und Schmach“, der sich in eingehender Weise mit dem seit dem Reichstag vorliegenden Gesetzentwurf über die Befämpfung von Schuld und Schmach befaßt. Als Staatssekretär im Ministerium des Inneren hat Genosse Schulz die Vorarbeiten für dieses Gesetz geleitet, das ursprünglich auf ganz anderer Grundidee aufgebaut war als der jetzt dem Reichstag vorliegende Entwurf, der eine enge Verbindung des freien literarischen und künstlerischen Schaffens bedeutet. Aus seiner intimen Kenntnis der Dinge kommt Genosse Schulz zu einer Ablehnung des Gesetzentwurfs. Wer sich über diese Fragen, die in den nächsten Wochen von aktueller Bedeutung sein werden, unterrichten will, wird an dem Artikel von Schulz nicht vorübergehen können.

Außer diesem Artikel liefert die neueste Nummer der „Arbeiterwarte“ und „Arbeiterbildung“ eine Reihe weiterer Beiträge, die für eine systematische Kultur- und Bildungsarbeit wertvoll sind. Wenn an seiner eigenen Ausbildung weiterarbeiten will, sollte die Zahlstelle „Arbeiterwarte“ (mit „Arbeiterbildung“) abonnieren. Man bestellt sie am besten bei der Post oder bei der Vorberbuchhandlung. Der Preis der monatlich erscheinenden Zeitschrift beträgt vierteljährlich 1,50 M. Das einzelne Heft kostet 75 Pf. Probe-nummern stellt der Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit, Berlin SW. 68, Lindenstr. 3, kostenlos zur Verfügung.

Abrechnungen.

In der Woche vom 19. bis 24. April gingen die Abrechnungen des 4. Quartals aus Leipzig und Nürnberg (Gau Nordbayern) bei der Hauptkassa ein.

Berlin, den 24. April 1926. H. Lohdal.

Für die Woche vom 2. bis 8. Mai ist die Beitragsmarke in das mit 18 bezeichnede Feld des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu kleben.

Unserer lieben Kollegin Elise Pfisterer und Bräutigam Wilhelm Biechler die herzlichsten Glückwünsche zur Vermählung. Zahlstelle Heidelberg.

Unserem lieben Kollegen Max Markwardt und Gemahlin zu ihrer Silberhochzeit die besten Glück- und Segenswünsche. Zahlstelle Potsdam.

Unserer wertigen Mitarbeiterin Mia Beler nebst Bräutigam zu ihrer Vermählung nachträglich die herzlichsten Glückwünsche.

Das technische Personal der „Meier-Zeitung“ A. G., Bremen.

Gau Leipzig.

Donnerstag, den 13. Mai (Simmelfahrtstag)

großer

Familien-Vormittagsausflug

nach dem

„Waldmeister“ Böhlich-Ehrenberg.

Stellplätze: Früh 7 Uhr Stephaniplatz Leipzig-Meuditz. — Abmarsch: Punkt 1/8 Uhr mit Busse. 2. Stellplätze: Feischersplatz (Schulplatz) vis-a-vis vom Alten Theater, von da Abmarsch Punkt 8 Uhr.

Kinder erhalten Gratis-Geschenke. Durch Vereinbarung mit dem Wirt erhalten die Ermäßigungen für Getränke und zwar kostet 1 Glas Bier 22 Pf. Biermarken sind beim Kassierer erhältlich.

Für Tanzbelustigung ist im Winteraal gefordert.

Wir erwarten eine vollzählige Teilnahme.

Die Festkommission.

Zahlstelle Dresden.

Freitag, den 30. April, abends 1/8 Uhr, im Volkshaus, großer Saal

Gewerkschaftliche Feierstunde

Mitwirkende:

Arbeiter-Mandolinisten- und Gitarrenverein „Garmonie“, Dresden. Fräulein Johanna Klein, Geiang. Fräulein Jürgard Sinderhauf, Rezitation.

Vortrag: Kollegin Klara Stopp, Zwickau

Die Frau als Berufs- und Volksgenossin.

Programme, die zum freien Eintritt berechtigen, sind bei den Betriebsvertrauenspersonen und im Bureau zu entnehmen. Ohne diese keinen Zutritt.

Eine zahlreiche Beteiligung, namentlich der weiblichen Mitglieder, erwartet

Die Bildungskommission.

Zahlstelle Dresden.

Simmelfahrtstag, den 13. Mai

Tagespartie

nach der Salzperre Malter.

Wanderung durch den Rabenauer Grund.

Treffpunkt früh 8 Uhr Endstation der Straßenbahn in Gohmannsdorf. Fahrgelegenheit mit der Eisenbahn bis Hainsberg od. Straßenbahn Nr. 22 bis Endstation.

Reichlich Proviant ist mitzubringen.

STERBETAFEL.

Am 21. Februar 1926 verschied unser langjähriges Mitglied, der Hilfsarbeiter

Adolf Becker

(i. S. Fischer & Wittig)

infolge Gehirnschlag.

Am 5. März 1926 verschied unser langjähriger Kollege

August Naumann

(i. S. Weitzkopf & Gärtel).

Am 27. März 1926 verschied unsere Kollegin, die Hilfsarbeiterin

Olga Peetz

(i. S. Felzig Lasse).

Am 29. März 1926 verschied unsere langjährige Vertrauensperson

Ella Waldmann

(i. S. Emil Glauß)

infolge Herbenzajamnenbruchs.

Am 18. April 1926 verstarb im Alter von 58 Jahren unser langjähriger Kollege, der Invalide und ehemalige Seinschleifer

Hermann Hürtel

Am 22. April 1926 verstarb im Alter von 58 Jahren unser langjähriges Mitglied, der Hilfsarbeiter

Karl Kullrich

(i. S. C. G. Röder)

Ein ehrendes Andenken bewahrt den Verstorbenen

Der Gau Leipzig.

Nach langem Leiden verstarb unser langjähriges Mitglied, der Kollege

Max Dietrich

(Dresdener Nachrichten).

Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Mitgliedschaft Dresden.

Organ des Verbandes der graphischen Hilfsarbeiter und arbeitenden Drucksetzer, — erscheint wöchentlich Sonnabends. Bezugspreis monatlich 2.50 Goldmark, ohne die Beleggebühren. Anzeigen: die Spezialpreise Zeitzeile 0,50 Goldmark, Tages- und Besammlungsanzeigen die Zeile 0,10 Goldmark. — Eämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an. Nur Vorbestellung zulässig.

Verantwortlich für Redaktion: R. Schulte, Charlottenburg, Meerfeldstraße 10. Fernruf: Amt Dresden 1928. Verlag: S. Lebedeff, Charlottenburg. Druck: Vorwärts-Druckerei und Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW. 68.